

Reinhold Schneider in unserer Zeit*

Heute wird Reinhold Schneider 70 Jahre alt. Vor 15 Jahren, am Oster-
sonntag 1958, ist er gestorben. Für einen Schriftsteller ist der physische Tod
oft der Beginn eines Gangs in die Katakomben. Unmerklich und schnell ent-
gleitet er der Aktualität, auch dort, wo er ihr in der Form des Widerspruchs
verbunden war. Ein halbes Menschenalter später legen sich die Menschen
ihr Leiden an der selbstverschuldeten Wirklichkeit in ganz anderen Begriffen
aus. Dient man den heutigen Menschen, wenn man ihren Blick auf eine
Gestalt der Vergangenheit lenkt? Oder wird sie eines Tages neu verständlich
aus der Katakombe hervortreten?

Reinhold Schneider sah in seinem letzten Lebensjahrzehnt mit an, wie sich
unter dem Namen des Wirtschaftswunders der mächtige und erbarmungslose
Prozeß der Industriegesellschaft wieder herstellte. Politisch lag unser Land
damals in einem Schlaf, den man, wenn man optimistisch war, als einen Heil-
schlaf nach dem dreißigjährigen Krieg von 1914 bis 1945 auffassen konnte.
Schneider sah die Bequemlichkeit, die Unmenschlichkeit und die Lüge in
diesem Prozeß. Heute ist der politische Schlaf wenigstens an einer Stelle, auf
der Linken, durch eine militante Wachheit abgelöst, der gegenüber die Ver-
treter des bestehenden Systems zwischen unerleuchteter Härte, d. h. Angst,
und halberleuchteter Nachgiebigkeit, d. h. Angst, schwanken. Kann einem
jungen Marxisten, der eine rationale Analyse der Gesellschaft in Anspruch
nimmt, die leidvolle, liebevolle, dichterische, individualisierende, jede Tradi-
tion ehrende Stimme Schneiders etwas sagen? Vielleicht ja, wenn der Marxist
spürt, was ihm selbst fehlt. Vielleicht ihm mehr als einem Konservativen, der
sie als die Stimme einer schon versunkenen Welt mißverstehet. Aber dann
werden es nicht die wechselnden Meinungen sein, durch die Schneider sich
im langen qualvollen Lernprozeß seines Lebens hindurchgearbeitet hat, deren
letzte ihm zuletzt noch entglitten ist, sondern der Mensch wird hervortreten,
der keiner dieser Erfahrungen ausgewichen ist. Wollen wir vom Gespräch mit
ihm lernen, so müssen wir ihm in seiner Fragwürdigkeit, mit seinen Fehlern,
in seiner unerreichbaren Fremdheit begegnen. In Wahrheit ist jeder von uns
so fragwürdig, so von Fehlern heimgesucht, sich selbst und anderen so fremd.
Vielleicht führt uns gerade die Begegnung mit der unverhüllten Fremdheit
zu uns, wenn sie in Liebe geschieht.

Es sei mir erlaubt zu sagen, daß ich Reinhold Schneider, als er lebte, etwas
schuldig geblieben bin, und daß ich versuchen möchte, wenigstens ein wenig
von dieser Schuld abzuzahlen, auch wenn das ihn als Person nicht mehr
erreicht. Im Krieg hat er meine Frau und mich einmal in unserem Dahlemer

* Es handelt sich um einen Vortrag, der am 13. Mai 1973 auf der dritten Tagung der
Reinhold-Schneider-Gesellschaft in Freiburg i. Br. gehalten wurde.